

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

140 (20.6.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 20. Juni 1925

Vom Schreiben und Lesen

Von Geh. Hofrat Dr. Max Drehter

Was sind Worte? Was sind Buchstaben, die gelesen werden sollen, d. h. zusammen gelesen zu Gedanken des Schreibers, nicht zerlesen und zerplückt? Es sind nur Symbole, abstrakte tote Zeichen nur eines lebendigen Inhalts, den sie uns „erinnern“ sollen, als der sie in unserem Innern lebendig auferstehen sollen. Und diese Zeichen symbolisieren nicht das lebendige Wesen in seiner Ganzheit und Fülle, sondern nur einen Teil desselben, den gedanklichen Teil, den Begriff. Worte stehen für Begriffe.

Es ist daher ganz richtig, wenn der bekannte Verleger F. Oldenbourg in seinem aus reicher Lebenserfahrung und tiefer Einsicht hervorgegangenen kleinen, aber sehr wertvollen, bedeutenden und höchst bemerkenswerten Buch: „Buch und Bildung“ darauf hinweist, daß das Buch, die Schrift, das geschriebene Wort die Phantasie des Lesers aufruft, beansprucht, welche erst aus ihrer Lebensfülle ergänzen muß, was das abstrakte Wort nie ausdrücken kann. Oldenbourg sagt auch sehr richtig, daß etwa ein Vortrag, der uns beim Hören entzückt und entzündete, nachher beim Lesen vielleicht tot und kalt und langweilig erscheinen mag. Während des Vortrags kann alles hinzu, was unsere Phantasie beschwingen mochte, die Musik der Sprache, Raute des Herzens, das Funkeln der Augen, das Atmen der Brust, die Mimik des Gesichts und die Gesten der Hände und des Körpers, kurz die eindrucksvolle zwingende Persönlichkeit — alles das kommt nicht mit ins Buch hinein. Das Herz, die Leidenschaft, die Begeisterung, haben andere Ausdrucksmittel als das tote, verständige Wort. Nur der Begriff des kalten Verstandes wird durch das geschriebene Wort aufgerufen. Das Buch setzt deshalb die Phantasie des Lesers voraus, um alles dem toten Wort fehlende wieder neu hervorzubringen, hinzuzuschaffen, die kalten Buchstaben wieder warm erklingen zu lassen, aus dem toten Zeichen den ganzen lebendigen Geist wieder aufleben zu lassen.

So verhält sich das geschriebene Wort zur Wirklichkeit, wie eine farblose Photographie zu einem reich gezeichneten Gemälde, in dem die leuchtenden Farben jubeln, kämpfen und schmeicheln, wie ein Klavierauszug zum Orchester mit seinem unjagbaren Klangzauber der reich differenzierten Einzelinstrumente, wie eine gepresste Blume zu der lebendigen, die im Grünen, beschnitten von der Abendsonne, wogte und lächelte — das Leben, der Duft ist dahin.

Alles kommt somit darauf an, daß die Phantasie des Lesers schöpferisch genug sei, dem toten Worte wieder Leben einzubringen, aus kalten, leeren Begriffen heiße, volle, höchste Wirklichkeit neu hervorzuzaubern.

Das Wort ist nur der Funke, der ins Pulverfaß der Phantasie fallend, diese zu gewaltiger, schöpferischer Explosion bringen muß. Weil aber die Empfänglichkeit dieser Pulverfässer so verschieden, deshalb ist auch die Wirkung des Wort-Funkens so unberechenbar. Hier harret vielleicht eine übervolle, nur zufällig bisher nicht geweckte, schaffensgierige, mächtige Phantasie nur des erlösenden Funkens, um in Begeisterung zur größten Tat auszulodern; dort fehlt jede Phantasie und kein noch so starker Funke vermag hier zu zünden. Daher die unberechenbare Wirkung des Buches: Dasselbe Buch, das den einen in seinem ganzen Wesen erschüttert, ihn von Grund aus bewegt und zur lebhaftesten Begeisterung entflammt, geht an dem andern spurlos, wirkungslos vorüber, läßt ihn kalt und unbewegt, unberührt. Daher auch die Unberechenbarkeit der Wirkung eines Wortes bei der unberechenbaren Vielgestaltigkeit der Phantasie der Leser. Aber nicht nur je nach der Fülle seiner Phantasie wird diese bewegt oder nicht bewegt, auch je nach der Richtung und Reife seiner Phantasie wird die Art der Bewegung eine vielfältige sein.

Die Wirkung des Wortes ist also kaum im Voraus zu berechnen; seine Resonanz ist den verschiedenen Individuen eine gar verschiedene; sie kann auch eine unbeabsichtigte, selbst falsche sein; sie kann einen Widerhall wecken, der in dem gegebenen Worte gar nicht gedacht oder gewollt war. Daher die vielerlei Beurteilungen der Schrift, die Mißverständnisse. Jeder liest heraus, was er in sich hat und hineinlegt. Segel sagte einmal von seinen Schriften: Nur Einer hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden.

Das ist das Los der Bücher; sie können nur wecken, was in uns schlummert; wie Saiten eines Klaviers nur resonieren, wenn sie auf den hinein gesungenen Ton abgestimmt sind; wie Wellen nur aufgenommen werden von dem angepaßten Empfangsapparat. Je nach der Reife unserer inneren Entwicklung, ja je nach unserem augenblicklichen Gemütszustand, lesen wir dasselbe Buch ganz verschieden; das uns vor 10 Jahren kalt ließ, ent-

zündet uns heute; das uns gestern entflammete, läßt uns heute kalt — und umgekehrt.

Es kommt alles auf die innere Resonanz an. Lesen heißt nicht, Worte und Sätze in uns hineinschütten, und passiv dabei verharren, sondern eine angebotene Anregung mit eigenen Kräften erfassen, ergreifen, „begreifen“; heißt, aus einem toten und abstrakten Material ein Lebendiges, Konkretes, Neues aufbauen. Alles kommt auf unsere Aktivität an; wir wir beim Essen nicht passiv Nahrungsmittel in uns hineinschütten, sondern mit aktiver Kraft aus allerlei Pflanzen- und Tiergeweben Menschliches, Eigenes aufbauen, so müssen wir beim Hineinschütten fremder Bektüre, fern jeder Passivität, aktiv selbsttätig sein, um aus dem fremden Stoff eigene lebendige persönliche Erlebnisse zu schaffen; wir müssen auch das Gelesene, wie das Gelesene, „verdauen“, d. h. assimilieren; es gilt „Aneignung aus innerer Seelentat“.

Man darf nicht nur lesen, sondern muß das Gelesene „erleben“, denn das Wort steht als Zeichen für ein Erlebtes; dazu gehört „lebendiger Leseverstand“. Das Wort muß Fleisch werden. Augustin sagt: Aber nur die verstehens, die das Vernommene drin in ihrer Seele mit der Wahrheit zu vergleichen wissen. „Die Schrift ist tot, wenn nicht der Leser ihr Leben gibt“. „Alle Erkenntnis meint etwas anderes, als sie selbst gibt, etwas hinter ihr selbst; sie ist nur ein Hinweis auf etwas Urlebendiges, jenen Ursprung, der unser Freiseinkönnen und den Reichtum des Lebens erst möglich macht“. Der Cherbiniische Wandersmann sagt: Freund, es ist immer genug; im Fall du mehr willst lesen, so geh' und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.

Der Buchstabe ist das Bild eines gestorbenen Lautes, der geschriebene Satz das Bild eines Gedankens, das nur so lange lebendig wirkt, als die Menschen fähig sind, ebenso zu denken.

Wenn wir auch sagen mußten, daß für die Wirkung jenes Funkens, den das Wort bedeutet, maßgebend sei das bereitstehende Pulverfaß der Phantasie des Lesers, so dürfen wir andererseits jenen, den ganzen Vorgang der Explosion doch erst anregenden Funken des Wortes doch nicht zu gering veranschlagen. Wohl hat es ganz Große gegeben, die das geschriebene Wort verschmähten und nur durch die Macht ihrer ganzen vollen lebendigen Persönlichkeit auf die Menschen wirken wollten. Sokrates, Jesus, Buddha haben nichts Geschriebenes hinterlassen. Aber nicht jeder fand einen Platon, der ihn ganz verstand und durch sein geschriebenes Wort für die ferne Zukunft rettete. So würde ohne das geschriebene Wort alles große Erleben Einzelner nicht erhalten für die Nachkommen, sein Bildungswert für die Menschheit ginge verloren; es würde dem Mißverständnis, ja der Willkür völlig preisgegeben sein.

Goethe hat darüber geschrieben, wie oft ein einziges Wort eine ungeheure Wirkung im Menschen auslösen könne, und Jacob Burckhardt sagt: Eine einzelne Zeile in einem vielleicht sonst wertlosen Autor kann dazu bestimmt sein, daß uns ein Licht aufgeht, welches für unsere ganze Entwicklung bestimmend ist. — Wir sind keine spontan aus uns lebenden und wirkenden Geister. Wir bedürfen fortwährend der Zufuhr körperlicher und geistiger Anregungen, sonst verhungern wir oder schlafen ein.

Ein guter Schriftsteller wird schließlich der sein, der mit seiner Darstellungsweise den Leser so anregt, daß mühelos dessen Phantasie in Kraft tritt, um das an sich tote Satzgefüge zu beleben; wie eine gute Speise eine solche ist, die unseren Appetit und damit unsere verdauenden Kräfte zu bewältigender Tätigkeit anregt.

Das oben genannte Oldenbourg'sche Buch setzt sich zusammen aus einigen Aufsätzen, betitelt: Politische Bildung und staatsbürgerliche Erziehung, Buch und Religion, Buchhandel als Beruf, Vom buchhändlerischen Markt oder über die Grenzen der Wirksamkeit des Buches, über die Zukunft des Buches. Es sind Aufsätze eines im praktischen Leben tätig stehenden, nachdenklichen Mannes, der hier die Ergebnisse seiner Erfahrung ausdrückt, eines ernstesten Mannes, der sich seiner Verantwortlichkeit für die Kultur seines Volkes, seiner großen Mission als Verleger voll bewußt ist. Das deutsche Volk darf stolz sein, Verleger von so hoher Gesinnung zu besitzen, wie denn, nach des Verfassers eigenem Ausdruck: Jedes Volk nicht nur die Regierung, auch den Buchhandel befließt, den es verdient.

Und es ist vielversprechend, daß sein der Kultur des deutschen Volkes dienendes Buch in einem Verlag erschienen ist, der sich ebenso seiner hohen Verantwortung für deutsche Kultur bewußt ist, im C. S. Beck'schen Verlag in München.

Marie Antoinette und 'das Theater

Von Emil Szittya

Man hat manchmal vielleicht mit Recht Mißtrauen gegen vom Schicksal mitbekommene Titel, aber man muß nicht unbedingt Respekt vor Titeln haben, um Menschen mit solchen auch seelisch schön zu finden. Die Natur ist nicht so kleinlich und grausam, wie die Werttheorien der Menschen, und wenn einmal eine objektive Geschichtsschreibung der französischen Revolution unter eine catalysierende Lupe genommen wird, dann wird sich sicher auch der Schleier über Königin Marie Antoinette lüften und wir werden nicht nur den Titel, sondern den ungerecht geschmähten Menschen in einer Königin schauen. Nicht darin liegt die Tragik dieser Königin, daß man sie wegen der Taten anderer zur Verantwortung zog, und daß sie für Taten, die nicht die ihren waren, sterben mußte, sondern daß sie nicht das Leben leben durfte, zu dem sie prädestiniert war. Es gibt Menschen, die zum Glückseligwerden geboren sind und zu diesen Auserwählten gehörte auch die österreichische Prinzessin. Ihr Leben begann wie ein Traum und ihr Leben gestaltete sich auch immer wieder wie ein Traum und alles entwickelte sich aber zu grausamer Schicksalsschlägen, denen der zur Glückseligkeit prädestinierte Mensch unterlegen mußte. Es mag zwar sonderbar klingen, aber nach meiner Ansicht charakterisiert es sich am besten, das zum Glückseliggeborenen Marie Antoinettes in ihrer Liebe zum Theater.

Gewiß haben manche französische Fürsten eine Sympathie für das Komödiantentum gehabt, aber im Grunde war das Theater bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts nur ein Institut für Volksbelustigungen (Stand doch lange Zeit der Schauspieler unter demselben Gesetz wie der Henker), und erst im 18. Jahrhundert wurde es auch solchen Kreisen erlaubt, mit dem Theater in nähere Beziehungen zu treten, und mit einem Schlag wurde die Liebe zum Theater so groß, daß es alle Kreise in seinen Bann zog, und der Kriegsmiester einen Erlaß herausgeben mußte, um die Theaterleidenschaft im Militär zu dämmen. Das Theater, besonders das klassische, war die einzige Beschäftigung, die man geborenen Prinzessinnen erlaubte. Das französische Theater wurde im 18. Jahrhundert ein Lehrinstitut, in dem man Vornehmheit und Königlichkeit lernte und Marie Antoinette hatte schon als Kind zwei Schauspieler, Aufresne und Sainville, die sie nicht nur in der französischen Sprache, sondern auch in der französischen Geste unterrichteten und es ist selbstverständlich, daß diese damals berühmten französischen Schauspieler in das Kind auch die Liebe für das Theater verpflanzten. Die Prinzessin, die später das Leben in der gruseligsten Form kennen lernen mußte, betrachtete als Dauphine alles nur vom Standpunkt des Theaters, wo die Menschen nur schön waren, um zu gefallen.

Es gibt wenige Menschen in der Geschichte, die ihren Untergang so ihren Freundschaften zu verdanken haben, wie Marie Antoinette und doch war die Sehnsucht nach Freundschaft einer der wesentlichsten Züge, in dem Leben dieser Königin. Sie befreundete sich mit jedem Menschen, für den sie die leiseste Sympathie hatte; gleich nach ihrem Einzuge in Versailles haben wir sie befreundet mit der Frau des Grafen von Provence und der Frau des Grafen von Artois. Man hat Marie Antoinette schon als Dauphine vorgeworfen, daß sie sich im Interesse Österreichs zu viel mit Politik befaßte, aber war es denn Politik, das die drei jungverheirateten Frauen miteinander trieben? Objektive zeitgenössische Memoiren schildern, wie sich die drei Frauen vom Hofrummel zurückzogen und in versteckten Salons das Repertoire des „Theatre Francaise“ spielten und ihr ganzes Publikum bestand aus dem Dauphin. Die Dauphine hatte einen derartigen Theaterfimmel, daß sie keine Aufführung im Theater Francaise und in der Oper verpaßte. So groß war ihre Liebe für das Theater, daß sie sogar den Proben des Theaters beiwohnte.

Es wird sonderbar berühren, daß Marie Antoinettes Verschwendungen immer irgendwie mit dem Theater in Berührung stehen. Als Königin hatte sie solche Unsummen Theaterdirektoren und Theaterautoren zugeführt, daß der damalige Finanzminister zu ihrem großen Ärger ihr Budget einschränken mußte und aus dieser Einschränkung entstand die erste große Intrigue gegen die Königin. Vor dem Revolutionstribunal, wo die Königin zum Tode verurteilt wurde, sprach man sehr viel von „Klein-Trianon“. Aber was war denn Klein-Trianon? Als der König seiner Frau dieses Juwel vom Schloßchen schenkte, war ihre erste Tat, daß sie in ihrem kleinen Reich ein intimes Theater sich errichtete. Die größte Summe, die das Trianon verschlang, war das Theater. Es glück einem Tempel, der auf zwei jontischen

Säulen gestützt war. Aber dem Eingang hing ein Amor. Der Saal war weiß, mit Gold geziert. Der damals berühmte Lagrenée hat den Plafond mit olympischen Spielen bemalt. Die Sitze waren mit blauem Sammt bedeckt und Löwenhäupter stützten die Galerie.

Die Regie des Theaters führte der berühmte Dacincourt, aber die Wichtigsten waren die Schauspieler in diesem Theater und unter ihnen nahm den ersten Platz Marie Antoinette ein und neben der Königin hielt man den Grafen Daudreulle für den besten Schauspieler.

Daudreulle war eine der interessantesten Gestalten des 18. Jahrhunderts. Manche Memoirenschreiber haben ungerechtfertigt ihn mit der Königin in intime Beziehungen gebracht, aber er war es nicht, sondern nur ein interessanter Typ, den die Brüder Concourt in folgender Weise beschrieben: „Daudreulle war der Sohn eines von St. Domingo reich gewordenen Mannes. Der Sohn war Müßiggänger und Lebemann, nebenbei ein großer Kunstmäzen, der wirklich auch etwas zur Malerei verstand. Seine Liebhaber waren: Boucher, Fragonard, Watteau und Crenze (von denen er auch viele Bilder besaß). Jeden Sonnabend versammelten sich in seinem Salon die bedeutendsten Künstler und Schriftsteller jener Zeit.“

Da der König sich für Kunst nicht besonders interessierte, so zog die Königin diesen Lebemann als Berater und Schauspieler an ihr Theater. Neben Daudreulle schauspielte auch der Graf von Artois, der trotz Hofintriguen immer die Partei der Königin hatte.

Das Repertoire des Theaters war zwar bunt, aber doch nicht dilettantisch. Der Sänger Caillot wurde dazu bestimmt, eine kleine komische Oper dazu einzustudieren. Es wurde eine Parodie auf Glucks „Alceste“ dargestellt. Außerdem wurde gespielt: „Der König und Pächter“, „Unvorsichtige Wetterin“, „Die Treulosen“ und sogar „Der Barbier von Sevilla“. Einmal spielte die Königin sogar eine Soubrette und der Graf Artois einen Kammerdiener. Daudreulle spielte immer nur Könige und manchmal erlaubte er sich den Scherz, Ludwig XVI. in seinen Rollen zu verurteilen.

Die Berichte wären unvollständig, wenn wir nicht über das Publikum des intimen Theaters berichten würden. Im Anfang durften außer dem Könige und Graf Artois, nur einige Prinzessinnen teilnehmen, aber die Königin ambitionierte es nicht, sich nur für einen so kleinen Kreis zu produzieren. Sie wollte Publikum haben, und setzte es durch, daß das Theater für die Damen der Königin und deren Schwestern geöffnet wurde und daß später auch die Offiziere des Garde du Corps an den Vorstellungen teilnehmen durften.

Das Theater war leider nicht von langer Dauer. Die Hofintrigue hat es vernichtet und während der Revolution gingen Intriganten wie Chamfort, der seine ganze literarische Karriere der Königin verdankte, sogar soweit, daß er behauptete, die Königin hätte das Theater nur deshalb gegründet, um ihre Ausschweifungen hinter Larven zu verdecken.

Und doch war es sicher eine schöne Zeit, als noch Königinnen den Versuch machten, romantisch zu sein, aber leider an der Unromantik ihrer Mitmenschen stolpern mußten und während der Revolution machte man der Königin viel Vorwürfe, daß sie das Geld der Nation auf Theaterspielereien verschwendete.

Der Sonnenbrand

Von Dr. Leo Ernst, Facharzt für Hautkrankheiten

Die warme Jahreszeit ist da, und wie es scheint, will Mutter Sonne es recht gut mit uns meinen. Mit und jung verbringt seine Freizeit in Gottes weicher Natur, erfreut sich am Grün der Bäume und badet im Freien, in Flüssen, am großen und kleinen See, an deren Ufer sich an jedem Sonn- und Festtage eine gewaltige Menschenmenge lagert, sei es, um in den Fluten Erholung zu suchen, sei es, um gleichzeitig ein Luft- und Sonnenbad zu nehmen. — Mancher treibt aber Raubbau mit seiner Gesundheit, wenn er ohne Maß und Ziel die Sonnenstrahlen auf den entblößten Körper einwirken läßt. Wenn auch das Sonnenbad für die Gesunderhaltung des Volkes eine wichtige Rolle spielt, so muß man doch wissen, wo die Grenze zwischen nützlichen und schädlichen Sonnenbädern zu ziehen ist.

Die Kraft der Sonne richtet sich nicht allein nach der Jahreszeit — sie ist im Hochsommer am größten — sie richtet sich nicht nur nach der Tageszeit — sie ist um die Zeit zwischen 12 und 2 Uhr mittags in unseren Breiten am stärksten —, sie richtet sich vornehmlich nach der Höhenlage, die dem jeweiligen Orte über dem Meeresspiegel eigen ist. Dies ist auch leicht zu erklären. Draußen im Weltallraum, wo sich die Sonnenstrahlen keinerlei luftförmige Körper entgegenstellen, ist die Strahlung der Sonne am größten. Je weiter sie in unsere Atmosphäre eindringt, um so mehr ihrer ursprünglichen Energie (Kraft) büßt sie ein. Die von der Sonne ausgehenden Strahlen sind jedoch nicht einheitlich; der Physiker kann in der Sonnenstrahlung viele Tausende von verschiedenen Sonnenstrahlen feststellen, die teils sichtbar, teils unsichtbar sind. Mancher Leser wird wissen, daß man mit einem Prisma — d. h. einem keilförmig geschliffenen Glaskörper — die Strahlen der Sonne in ein Band, das sogenannte Spektralband zerlegen kann, an dessen einem Ende sich die roten und an dessen anderem Ende sich die violetten Strahlen befinden. Aber auch jenseits des roten Lichtes befinden sich noch — unsichtbare — Strahlen, es sind dies die langwelligigen Wärmestrahlen, die bei uns die Empfindung der Wärme hervorrufen — z. B. treffen sie uns in reichlichem Maße, wenn die Tür eines innen rotglühenden Ofens geöffnet wird. Jenseits des Violett befinden sich die kurzwelligen ultravioletten Strahlen, die keine Wärmewirkung ausüben, aber chemisch sehr wirksam sind; darunter gibt es auch ein Bündel von Strahlen, auf das der menschliche Körper durch Bräunung der Haut reagiert. Diese kurzwelligen ultravioletten Strahlen werden von der Luftschicht der Erde viel stärker zurückgehalten als die Wärmestrahlen, es ist daher klar, daß an einem Orte, der 2000 Meter über dem Meeresspiegel liegt, viel mehr derartige Strahlen vorhanden sind als z. B. in der norddeutschen Tiefebene. Das Sonnenbad im Hochgebirge unterscheidet sich daher stark von dem in der Ebene, es wirkt viel stärker und sollte daher nie ohne vorherige ärztliche Untersuchung genommen werden — die Nichtbefolgung dieses Rats hat schon manchem die Gesundheit, ja sogar das Leben gekostet. Aber auch in der Ebene, wo die Luftschicht einen gewissen Schutz gegen die chemisch wirksameren Strahlen der Sonne bildet, kann an heißen Sommertagen zum Teil des Guten gemessen werden, und schwere Veränderungen der Haut sind dann die Folge übertriebener Sonnenbäder.

Aber die Wirkung der Strahlen hängt noch weitgehend von der verschiedenen Empfindlichkeit der einzelnen Menschen ab. Es gibt derartig gegen Licht überempfindliche Menschen, daß sie ihr Leben nur in Bergwerken und dunklen Räumen fristen

können, da sie sonst an schweren Hautveränderungen zugrunde gehen. Im Blut und Urin dieser Menschen läßt sich ein vermehrter Blutfarbstoff nachweisen, den man als Hämato-porphyrin bezeichnet. Dieser ist schuld an der übergroßen Empfindlichkeit gegenüber dem Sonnenlichte; spritzt man nämlich diesen Stoff einer Maus ein und hält sie im Dunkeln, so färbt sich das Tier wohl und gedeiht, bringt man es jedoch ans Licht, so geht es in wenigen Stunden zugrunde. — Aber auch bei normalen Personen schwant die Empfindlichkeit gegenüber der Sonnenstrahlung beträchtlich. So sind blonde Menschen mit ihrer meist zarteren Haut empfindlicher als brünette — ganz zu schweigen von den braunen und schwarzen Massen.

Die Bräunung des Körpers unter dem Einflusse der Sonnenbestrahlung ist also als Schutzmaßnahme des Organismus aufzufassen. Reicht dieser Schutz nicht aus — und nach dem oben Gesagten vermag er bei dem einen Menschen schneller als beim anderen —, so treten ausgeprägtere Verbrennungen der Haut auf. Wenn dieselben ausgebreitete Körperflächen betreffen und tiefergreifender Art sind, so ist der normale Gas- und Stoffaustausch durch die Haut vielfach so stark gestört, daß eine schwere Erkrankung des ganzen Menschen wie Fieber, Delirium u. a. m. die Folge sein kann. Ist mehr als ein Drittel der Hautoberfläche in seiner Leistung völlig aufgehoben, so gelingt es keiner ärztlichen Kunst mehr, den Menschen am Leben zu erhalten. Glücklicherweise wird das Verbrennen der Sonne bereits bei höchster Entzündung der bestrahlten Körperteile unerträglich. So warnen der Schmerz den Menschen davor, daß er sich ernstlich schädigt.

Der aufmerksame Leser dieser Zeilen wird jetzt gewiß schon von sich aus sagen können, welche Vorsichtsmaßregeln beim Sonnenbade zu ergreifen sind, um die Gefahren des Sonnenbrandes zu vermeiden. Man lege sich nie stundenlang ruhig in die Sonne, ohne sich zu bewegen. Die der Sonne zugewandten Teile erhalten sonst viel zuviel Energie. Läßt man sich an der Sonne braten, so wende man sich — wie ein Braten am Spieß gewendet — alle 5 bis 10 Minuten auf eine andere Seite. Außerdem dehne man nie die ersten Sonnenbäder zu Anfang des Sommers allzu lange aus. Der Körper kann seine schützenden Farbstoffreserven nicht in Minuten heranschaffen, er braucht Tage dazu. Hat er sie aber erst mobilisiert, so ist er auch zum Empfang großer Strahlmengen von der Sonne bereit. Die Zeit des Sonnenbades steigere man langsam im Laufe von 1—2 Wochen, je nach der Empfindlichkeit des einzelnen, indem man mit einer halben Stunde in unbeseltem Zustand beginnt. Wer dies beherzigt, wird sich nie mit schmerzenden Gliedern im Bett wälzen, ohne eine Hautstelle zu finden, auf die er sich stützen kann.

Eigentlich dürfte es dem Leser nicht mehr zustoßen, daß er sich einen Sonnenbrand holt; dennoch sei denen, die nicht vorgebeugt haben, noch geraten, wie sie sich verhalten sollen, wenn sie sich einen ausgebreiteten Sonnenbrand geholt haben. Auf den verbrannten Körperteilen trage man nie wollene Mäße; Leinen reizt am wenigsten und wird als angenehm kühlend empfunden. Selbstverständlich darf man nicht weiter Sonnenbäder nehmen. Unter einer milden Salbe (Zanolin, Vaselin, Rizinusöl, Goldcreme) stellt der Sonnenbrand in wenigen Tagen. Ist man gezwungen, über den verbrannten Teil zu tragen, so pudere man den dünnen Salbenaufstrich, damit die Kleidung nicht an der Haut hängen bleibt. Wasser soll man meiden. Ist Wundbildung eingetreten, so suche man stets den Arzt auf, da dann Infektionsgefahr für die Wundflächen besteht.

Kunst unterm Galgen

Von Hermann Stenz

Die in jeder Hinsicht vortreffliche Internat. Polizeitechn. Ausstellung, die zurzeit in Karlsruhe zu sehen ist, versucht erstmals eine Darstellung betriebstechnischer Polizeiwissenschaft. In diesem Sinne hat sie bis jetzt kein Vorbild. Diese Ausstellung ist in ihrem Grundwesen ganz und gar auf den Bestand, auf ähnd scharfe Wirksamkeit eingestellt. Die Polizeitechnik ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft; denn was vor etlichen fünfzig Jahren noch Polizeitechnik hieß, darüber wird man heute, im Zeitalter rasenden Verkehrs und chemischer Wunder, verstaubt lächeln und verzehrend wegsehen. Aber alle trodene Nüchternheit verschwindet demjenigen, der die Polizeiausstellung aufmerksam und rückschlüssig betrachtet, wenn er sich einzelnen Gegenständen zuwendet und deren Behandlung in den verschiedenen Länderabteilungen verfolgt. Man kann auch im Rahmen dieser Ausstellung eine Reihe von Momenten unter besonderem Gesichtswinkel, losgelöst vom übrigen, betrachten, ohne daß deswegen das Gesamtbild Störung erleidet.

So ist es z. B. wirklich lohnend, durch die ganze Ausstellung hindurch einmal sämtliche Kunstfälschungen zu verfolgen und weiterhin allgemein betrachtend jene Momente zu erwägen, die Kunst und Verbrechen in einen gewissen Zusammenhang bringen.

Es ist allerdings ein merkwürdiges Gespann, das da zusammen eingeschirrt werden soll: Die Kunst, die hellste, und das Verbrechen, die dunkelste der gesellschaftlichen Ausprägungen. Und doch gibt es auch hier mehr gleiche Züge als gemeinhin geahnt wird. Das Subjektive, das stärkste Moment im Künstlerischen, spielt auch beim Verbrechen eine außerordentliche Rolle. Unsere Gerichtspräsidenten wissen davon zu erzählen. Die Phantasie wirkt als treibendes Moment im Verbrechen in nicht zu unterschätzender Weise mit, genau wie in der Kunst die Phantasie als hervorragender Faktor mitzuwirken hat. Aber, und hier liegen die scharf zu betonenden Unterschiede, in guter Kunst ist gebändigt, im höchsten Grade bereicherte Phantasie treibende Kraft. Beim Verbrechen ist es aber gerade die wilde, in Auswüchsen wuchernde Phantasie, die triebhaft vor und in der Tat steht, die sie befeuert und oft ihren stärksten Moment darstellt. Innerhalb dieser Vorgänge wäre ein ganzer Komplex von Fragen zu lösen, deren Untersuchung im Rahmen eines kurzen Aufsatzes viel zu weit führen würde.

Es gibt bedeutend mehr Kunstfälschungen, als gemeinhin angenommen wird. Ja, bei manchen berühmten Meistern überschreitet die Anzahl der nach ihnen gefälschten Stücke die der echten. Z. B. finden sich mehr gefälschte als echte Teniers im Handel. Gewöhnlich sind es wenig bekannte Arbeiten berühmter, im Handel mit hohen Preisen bezahlter, be-

reits verstorbener Künstler, die zum Zwecke der Fälschung kopiert oder als Kopien erworben und dann gefälscht werden. Jedoch kann die durch Kopieren erfolgende Fälschung bekamter, in festem Besitze befindlicher, in Staats- oder Privatgalerien hängender Bilder rasch offenkundig werden. Eine weit größere Rolle spielen Kunstfälschungen anderer Art. Gar manche Kopisten, die sich längere Zeit speziell mit Wiedergabe der Bilder bestimmter, älterer Meister beschäftigten, erhalten in der Gewöhnung dieser Arbeit nicht nur die Fähigkeit, sich genau der Technik des Vorbildes anzupassen, sie werden öfters sogar so weit kommen, ein, allerdings nur kleineres Bild eigener Erfindung zu malen, das neben der Technik des Meisters auch Empfindungen seiner Art in sich trägt, ja in wirklicher Nahtzeit nicht einmal hinter den Meister zurückbleibt. Der christliche Kopist wird jedoch ein derartiges Bild aus solchen Leinen oder Holz malen, das deutlich den Anstrich seiner wirklichen Entstehungszeit erkennen läßt. In der Regel ist der Kopist ein armer Teufel, oder lebt doch in sehr bescheidenen Verhältnissen. Hier steht nun vielfach als Verbrecher ein gewissenloser Kunsthändler ein. Er versucht es, den Kopisten in Anhängigkeit von sich zu bringen, liefert, wenn dieser gefällig gemacht ist, auch Leinwand und Rahmen aus der Zeit des Vorbildes. Zu diesem Zwecke lauft er ältere, oft vollkommen wertlose Gemälde. Deren Besitzer wundern sich oftmals, daß sie Bilder, auf denen oft aber auch gar nichts mehr zu sehen ist, überhaupt noch an den Mann bringen. Von diesen Stücken wird vor feineren Fälschungen die alte Bemalung sorgfältig entfernt, bei plumperen Fälschungen einfach überarbeitet. Manchmal wird auch ein minderwertigeres, echtes Bild des Meisters zu Fälschungsmedien übermalt. Oftmals auch nur der Name eines Zeitgenossen, vielleicht eines stark beeinflussten Schülers, besetztigt und des Meisters Signum angefügt.

Wie jedoch durch verschiedene Abteilungen der Internationalen Polizeitechnischen Ausstellung bewiesen wird, fällt man nicht nur alte Meister, sondern auch solche, die noch leben, oder erst vor wenigen Jahren verstorben sind. In der österreichischen Abteilung befinden sich Fälschungen nach Olga Wiesinger-Florian, deren Arbeiten einst in Wien ziemlich überzählt wurden. Im bayerischen Teil der Ausstellung fällt man in eine ganze Reihe berühmter Namen. Gefälschte Zeichnungen nach Rodin, Orlik, Käthe Kollwitz, Slevogt, Seiz und Liebermann präsentieren sich oft in einer bewundernswerten Geschicklichkeit der Technik oder der Nachempfindung. Nach Godler, Uhde, Menzel, Rembach, Stäbli, Schönleber, G. v. Schleich, Piss, W. v. Diez gefälschte Ölgemälde in sicherer Nachahmung hängen harmlos nebeneinander und lassen den Schluss zu, daß sie noch viele Vettern besitzen. Wie viele wirkliche und vermeintliche Kunstkenner mögen doch von den gleichen Fälschern oder von schlechten Kunsthändlern bereits hereingelegt worden sein und sich, wenn ein Zweifel geäu-

bert wird, mit großer Fähigkeit gerade auf die Echtheit ihres Bildes verlassen, oder das Werk in lächerlich qualender Unsicherheit betrachten!

Recht geschicklich gefälscht ist übrigens auch eine Sammlung historischer Feinsammlereien, so täuschend nachgeahmt, daß sie sogar von einem Museum erworben und erst später als Fälschate erkannt wurden. Verblüffend echt und mit allen Raffinesse sind auch eine große Reihe Banknoten aller Herren Länder gefertigt. Kaum ein Land ist verspart geblieben. Hier waren nicht nur Chemiker und Photographen, sondern manchesmal auch recht gewandte Zeichner am Werk. Dasselbe gilt für Briefmarkenfälschungen, die einen gewaltigen Umfang angenommen haben.

Zwischen den Abteilungen befinden sich auch Kunstgegenstände, zu deren Anfertigung der Künstler Anregung aus dem Mitleu empfing. In einer Abteilung sind japanische Malereien, japanische Holzfiguren darstellend, in prächtig stilgerechter Ausführung. Gut kolorierte alte Stücke, mit Darstellungen aus dem Leben der Grenzräuber und der Schmuggler, eine Freude für den Kenner findet man in der Abteilung der Reichsfinanzverwaltung. Die farbenprächtigen kleinen Bildchen der Heffischen Abteilung, altheffische Gendarmen aufziehend, reizen wohl die Wünsche vieler Sammler.

Ein Kapitel für sich bilden die Tätowierungen, von denen in der Ausstellung Abbildungen und Präparate aus verschiedenen Ländern erleben können. Mancher Südeuropäer möchte vor Neid heller werden, wenn er diesen Kriegsschmuck vieler anderer Verbrecher betrachten könnte. Allerdings sind es nur die robusteren unter denselben, die sich solchermassen zeichnen. Der „feinere“ internationale Hochstapler, der Hoteldieb, der Juwelenschmuggler, sie werden sich solchen Schmuck, der leicht kennbar macht, verjagen. Sie überlassen es der Dirne, dem Zubäcker, dem Ginderecher, dem Räuber, dem Mörder, der alles auf eine Karte setzt, seinen Siedbrief mit sich zu tragen. Die Gepflogenheit dieses blutigeren Teiles der Verbrechertum, sich zu tätowieren, ist international und liegt im Subjektiven. Ausdrucksmäßig sind manche dieser Zeichnungen sehr stark. Ja, eine derselben, die große, in Schwarz und Rot ausgeführte Darstellung eines japanischen Schauspielers, die einst den Rücken eines japanischen Verbrechers zierte, ist in Form, Farbe und Stil ein fertiges Kunstwerk.

So spielt auch das Verbrechen in Kunstregionen hinein, wie sich zum Teil Kunstausstellungen wieder aus ihm heraus bewegen. Immer ist es aber auch hier der Zustand unserer Gesellschaftsverhältnisse, der den wirkungsvollen Rahmen zum Bilde abgibt. Der weitere große Wert dieser Ausstellung liegt für den Nichtfachmann hinter den Dingen. Wer einigermaßen aufmerksam sieht und überhaupt zu sehen vermag, dem wird diese Ausstellung sein ganzes Leben lang ein Ereignis ersten Ranges bedeuten u. viel, unendlich viel zu denken geben.